

Johann Gaudenz von Salis-Seewis' Reise ins Veltlin 1788 : nach seinem Tagebuch mit Ergänzungen

Autor(en): **Erni, Christian**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur**

Band (Jahr): - **(1993)**

Heft 5

PDF erstellt am: **13.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-398605>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Christian Erni

Johann Gaudenz von Salis-Seewis' Reise ins Veltlin 1788

Nach seinem Tagebuch mit Ergänzungen

*Fakten ergeben einen Lebenslauf;
Einfühlung schafft ein Bild des Menschen*
H. E.



Abb. 1:
Johann Gaudenz von Salis-Seewis,
Stich aus seiner
Pariserzeit, ge-
zeichnet und ge-
stochen mit Hilfe
des sogenannten
Physionotrace
(wie Schattenriss,
den er im Tage-
buch erwähnt).
Hier etwas ver-
grössert.

Johann Gaudenz von Salis' Tagebuchaufzeichnungen, die seit einiger Zeit im Staatsarchiv des Kantons Graubünden verwahrt sind (noch ohne Signatur), sind die Grundlage dieser Arbeit. Die sechs Büchlein sind aber keineswegs etwa «Journaux intimes», sondern eher eine Art Agenden, deren Eintragungen im Nachhinein und in der Vergangenheitsform entstanden. Persönliches, etwa Wertungen, Überlegungen oder gar Stimmungen, schimmert nur selten durch und bedarf der aufmerksamen und ergänzenden Deutung.

I Traute Heimat

Endlich am 30. September 1787 kam die lang ersehnte Erlaubnis für ein «Semester», einen grösseren Heimurlaub. Wie schnell war da gepackt! Am 1. November trat Hauptmann Johann Gaudenz von Salis-Seewis in einem «Cabriolet», einem gemieteten zweirädrigen Einspanner mit Verdeck, die Heimreise an, sein Diener mit der Postkutsche. Die Reise führte vom Garnisonsort Arras über Douai, Valenciennes, Mézières, Sedan, Varennes, Verdun, Nancy, Metz, Strassburg, Basel und dauerte im ganzen 17 Tage. Nur einmal hatte er vor Jahren in jugendlichem Ungestüm die Strecke Paris-Malans in gut 80 Stunden geritten, *eine merkwürdige Reise* (würdig, gemerkt zu werden). So schwärmte der Herrschäftler Junker im Tagebuch unterwegs: *Durch freundliche Wiesenthale längs der Meuse . . . , wo wir wieder Weinberge sahen in schönster Lage . . . Auf der Höhe von Zabern freute ich mich innig der schönen Gegend des herrlichen Elsasses. Ich war herzlich vergnügt, deutsche Sitten zu sehen.* In Strassburg las er in einer «Lesebibliothek» *die neuen deutschen Journals, kaufte beim Buchhändler Trüttel Bücher, besonders La Rochens 'Tagebuch auf einer Reise nach Frankreich', worin die Freundin meiner zu günstig gedenkt*¹, besuchte abends eine Operette und erlaubte sich, von Paris her geschult und verwöhnt, ausnahmsweise ein Urteil: *Spiel und Stück waren herzlich schlecht.*

Am 9. November *betrat ich wieder die Schweiz.* Von Basel ging's zu Pferd weiter (der Diener und ein Freund im Cabriolet); *die schöne Gegend frei zu sehen, machte mich ganz vergnügt.* Man spürt an seiner Heimkehrfreude, dass die alte Eidgenossenschaft samt den verbündeten Drei Bünden für ihn die Heimat Schweiz bildete oder doch werden sollte. Und diese Auffassung von der Schweiz als seiner Heimat war nicht etwa Ergebnis in Paris gewonnener staatspolitischer Überlegungen, sondern entstammte eigenem Empfinden, wie der Tagebucheintrag vom 30. Juli 1778 bei seiner ersten Parisreise als frisch ernannter Fähnrich der Schweizergarde zeigt: *Da ich auf die Gräntz von Frankreich kam, das erste mal die Schweiz verlassen hatte, fühlte ich was besonders.*

Selbstverständlich machte er einen längeren Aufenthalt in Zürich, besuchte eine Buchhandlung und alte Bekannte: den Pfarrer und Verfasser der 'Schweizerlieder' Lavater, den leidenschaftlichen Freund Heinrich Bansi², den Ratsherrn Johann Heinrich Füssli, Lüthi, *den Herausgeber der 'Schweizer Blumenlese' (er schien mir hellen Geistes und ein Mann von Welt)*, und einen ganzen Nachmittag verbrachte er bei Salomon Gessner, dem weltbekannten Idyllendichter und Direktor der Zürcher Porzellan-Manufaktur: *Er war freundlich, traulich und gesprächig.* Salis wird Gessner erzählt haben, dass er seinen Namen zusammen mit dem der andern grossen Idyllendichter Theokrit, Thomson und Virgil auf einem Denkmal in Rousseaus letztem Asyl im Park von Ermenonville gelesen habe.

Donnerstag 192

1. Ich habe die Blumen auf dem Zinnel.
 2. Nächst - ging auf meine Arbeit. Der alte Jakob
 auf dem... Abends Brief geschrieben
 Das Aussehen der...
 3. Freitag. In der Kirche. Nächstzeit ist auf
 Märzfeld und singe bei der Landessynode.
 wo ich die meisten aus der Stadt anbrach. Auf die
 In planta von Malabar...
 und ich habe...
 Ich habe...
 4. Samstag...
 5. Sonntag...
 6. Montag...
 7. Dienstag...
 8. Mittwoch...
 9. Donnerstag...
 10. Freitag...
 11. Samstag...
 12. Sonntag...

Abb. 2:
 Aus dem Tage-
 buch Nr. 2,
 1. Mai 1785 -
 21. Mai 1788
 (Originalgröße)

Umschrift (Abkürzungen aufgelöst):

Dezember (1787)

Den 1sten fuhr die Schwester nach Chur zurück. Nachmittag gingen auch mein Vater und Bruder Herkules nach Seewis.

Abends Briefe geschrieben. Doktor Amstein besuchte mich.

2 Sonntag. In der Kirche. Nachmittag ritt ich nach Meyenfeld und stieg bey Herrn Landshauptmann ab, wo ich die meisten aus der Stadt antraf. Auch die Herren Planta von Malans und Frau Pestaluzin mit ihrer Tochter kamen hin. Ich besuchte auch die Frau Obristin von Salis und Enderlin. Neben der Pestaluzischen Kutsche schnell zurückgeritten und bey der Ankunft Herrn Rudi angetroffen.

3 Erhielt ich einen Brief von Bansi aus Genf; diesem waren einige Zeilen von dem Verehrung und Liebe verdienenden Dichter Fr. Matthisson, der sich in Nion beim Herrn von Bonstetten aufhält, angehängt, die mich innig freuten. Mein Vater und Bruder Herkules kamen von Seewis zurück. Abends Briefe geschrieben, beim Buchbinder.

4 Briefe expediert. Der Landammann Dolf ass bey uns. Nachmittag war ich beim alten Pfarrer Famoos.

5 Vormittag gearbeitet. Der ? Boner ass hier. Nachmittag ritt ich mit dem Bruder Herkules nach Jenins zur Frau von Sprecherin und Herrn Abundi Schwarz; wo ich auch seine Frau meine alte Freundin antraf.

zu 3 Friedrich Matthisson scheint an der ersten Ausgabe der «Gedichte» 1793 mitbeteiligt gewesen zu sein; im Vorwort sagt der Dichter aber: «Diese Auswahl zerstreut gedruckter und handschriftlicher Lieder entstand unter der persönlichen Aufsicht des Verfassers.»

zu 5 Die alte Freundin, Frau des Stadtschreibers Abundi Schwarz, war Barbara Laurer, die 1797 nur 34jährig starb, wie er nachträglich im Tagebuch notierte.

Mit dem Postschiff fuhr Johann Gaudenz von Salis sodann bis Lachen, zu Fuss ging's von da nach Weesen, wieder zu Schiff in 2 Stunden mit starkem Nachwind über den Walensee (heute im Zug 10 Minuten), von Walenstadt mit der «Chaise» nach Ragaz und von dort mit einem geliehenen Pferd nach Malans ins Bothmar. Um 11 Uhr (nachts) ungefähr kam ich endlich (Gott seye gedankt!) gesund in Malans an und hatte die Freude, meine l. Mutter und den Bruder Herkules zu umarmen, kurz nachher kam auch mein Vater vom Rathaus zurück. Unterschiede der Begrüssung sind verschwiegen, aber doch spürbar. Ich war 2 Jahr und 2 Monath abwesend gewesen. In der Zwischenzeit hatte ich Regiment und Stelle verändert, und durch Kriegsgerüchte war er lange verhindert worden, so

bald und so glücklich die Seinen wiederzusehen. Er hatte nämlich das Schweizergarde-Regiment und Paris verlassen müssen, um im Regiment Salis-Samaden in Arras Dienst zu tun mit der Beförderung zum Capitaine Commandant.

Bald nach der Heimkehr hiess es Visiten machen, zunächst bei den Nachbarn Planta in Malans, dann auch in Maienfeld, z.B. beim *Herrn Oberst Pestaluz, wo ich seine schöne von Montmirail und Bern zurückgekommene Tochter antraf* (später hinzugefügt *meine nachhinige Gattin*). Die sechzehnjährige Ursina sollte er noch öfter besuchen und einmal zu einer Schlittenpartie auf dem Bockschlitten eines Freundes ausführen. Aber sein wichtigster Besuch galt vermutlich der *Ahna* (Grossmutter) in Seewis, die er gewiss besonders mochte, wie er sich denn im kleinen Seewiser Schloss und dessen weiterer Umgebung besonders wohlfühlte. Ich stelle mir vor, dass ihn die Ahna nach seinem Leben und Dichten befragte, und es könnte sein, dass er ihr aus seinen neueren Gedichten vorlas, z.B. das 'Bergreiselied' (2. Strophe):

Dort setzten die Hirten zum Mahle
Auf moosigte Steine uns hin
Voll lieblicher Milch eine Schaale;
Ein Körbchen, mit Früchten darinn.
Kommt, lasst uns zusammen itzt lären
Den schäumenden vollen Pokal,
Und schallen, der Freyheit zu Ehren,
Gesänge hinab in das Thal.³

Ob Ahna gemerkt hat, dass Albrecht von Hallers berühmtes Gedicht «Die Alpen», gut 50 Jahre zuvor erschienen, hier im Gedicht ihres Enkels durchschimmert, wenn auch in beschwingteren, heiteren Versen? Hat sie vielleicht gesagt: «Ach, Johann Gaudenz, das war doch keine Schale, das war ein Binner (kleine Holz-Gebse), und Früchte waren es wohl auch nicht, vielleicht Heidelbeeren, und woher denn Champagner und Pokal?» Weniger auszusetzen hatte sie vermutlich an der Erzählung in Strophen «Der Spaziergang», etwa

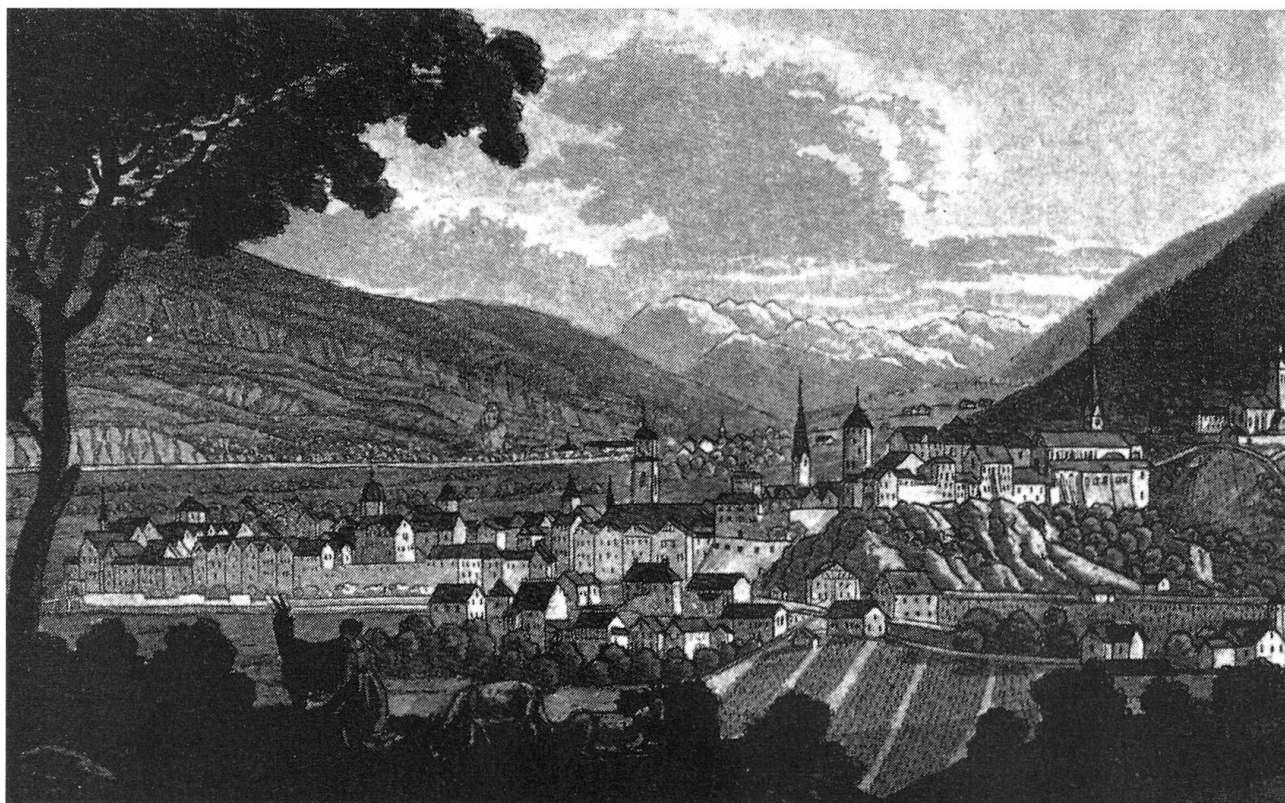
Schön, roth und golden war der Stral
Der Sonn' im Untergehen;
Die Aussicht von der Burg ins Thal
War herrlich anzusehen.
Ich setzte mich auf einen Stein
Und blieb da stundenlang allein.

oder später

Und endlich kam ich froh nach Haus,
 Ging in mein stilles Zimmer;
 Sah lang zum Fenster noch hinaus
 Die Flur im Silberschimmer.
 Ich freute mich der Erde Pracht,
 Und schlief erst ein um Mitternacht.⁴

«Schön», wird Ahna gesagt haben. «Ist der Blick von der Ruine Wynegg oder Aspermont gemeint? 'Silberschimmer' gefällt mir sehr.» Ob Ahna den Ton des Wandsbecker Boten Matthias Claudius herausgehört hat? Übrigens sind beide Gedichte, so nett sie geraten sind, nicht in die Gedichtsammlung von 1793 aufgenommen worden. «Aber musst Du denn die Aussicht und Deine Stimmung so allein geniessen? Du bist, warte, jetzt bald 26; Du solltest heiraten.» Vielleicht hat Johann Gaudenz ihr drauf von dieser jüngsten Bekanntschaft Ursina Pestalozzi erzählt oder von den Mädchen aus der Churer Familie Laurer, mit denen er seit seiner Kindheit verkehrt. Kann sein, dass er keine Frau früh zur Witwe machen möchte angesichts der kriegerischen Auseinandersetzungen und politischen Wirren, die er kommen fühlt. Und was war er denn, der Hauptmann in französischen Diensten, immer noch auf Zuschüsse seines Vaters angewiesen, und der kleine Dichter, der zwar schon manches Lob erfahren durfte, etwa von Sophie von La Roche, der aber auch seine Grenzen ganz gut kennt?

Briefe waren eingetroffen von Johann Heinrich Voss, dem Idylendichter, Homerübersetzer und Herausgeber des «Musenalmanachs» (1751–1826), von Lavater, vom Freund Bansi und vom Dichterkollegen Friedrich Matthisson, und alle sollten in Musse beantwortet werden. Es mussten auch Visiten abgestattet werden in Chur bei Verwandten (seine Schwester Katharina wohnte mit ihrem Mann Daniel von Salis-Soglio «auf dem Sand») und bei den alten Kameraden der Churer *Confraterschaft* (Stadtknabenschaft), und so tauchte er erst richtig wieder in die vertraute Heimat ein. Er notierte im Tagebuch das Ein- und Ausläuten des Marktes (wohl von der Confraterschaft besorgt), Besuche im Kaffeehaus, Billardspiel und Abende im Laurerschen Hause, Schlittenpartien mit Bockschlitten⁵ (einmal neun davon und Wagenschlitten mit 26 Müttern samt Kindern); natürlich folgte ein Tanz in Ems, Zizers und bei der Zollbrücke (Landquart). Seine Partnerin war früher meist Barbara Laurer gewesen, die er einmal churerisch zärtlich «*Barbla*» nannte – sie hatte sich kürzlich mit Stadtschreiber Abundi Schwarz verheiratet –, jetzt fuhr er mit den jüngeren Elisabeth oder Salome Laurer aus. In der Churer Knabenschaft nahm er teil an einem Ball im Stuppishaus (damals ausserhalb der Stadt, heute Masanserstrasse 45); es war ein Ball *von etlichen 30 Personen, bis 5 Uhr; ich tanzte noch so ziemlich viel mit und belustigte mich streckenweise.*



Man ergötzte sich recht wohl auf einem Brusca-Tanz⁶ mit Salome Laurer (an einer Nachfeier vom 8. Februar mit kleiner Mahlzeit). An einem *Häfeliabend* war er dabei, zu dem nach dem Brauch die Mädchen das Essen mitbrachten (wohl kaum mehr im «Häfeli», d.h. in einem Topf). Er begutachtete das Vieh eines Familienfreundes. Das ganze Schloss Bothmar half mit bei der grossen *Metzg*, und lange roch es noch danach. Vielleicht fiel ihm jetzt erst die lärmige Geschäftigkeit der Stadt auf: ankommende Güter aus Nord und Süd, das Getümmel des Umlads, Zollformalitäten, ein paar hundert Pferde in den Ställen und in den Gassen, Italienisch, Romanisch, allerlei Deutsch sprechende Spediteure, Säumer, Pferdeknecchte, und all das in den drei engen Gassen und auf den winzigen Plätzen und in den zweifelhaften Gaststätten.

Immer wieder aber entzog er sich der gewiss fröhlichen, doch leeren Betriebsamkeit der Jungmannschaft und kehrte zu seiner geliebten Lektüre ins Schloss Bothmar zurück: zu Albrecht von *Hallers Tagebüchern*, *Goethes Werthers Leiden*, *Schillers Räubern*, zu Matthissons Gedichten, die er unterwegs gekauft hatte, und zu mancherlei Journalen, Almanachen, Museen, Blütenlesen, dem Teutschen Merkur, mit denen ihn seine Freunde versahen und in denen hie und da auch eines seiner Gedichte erschien, und wie in Paris und Arras überdachte er das Gelesene in langen Spaziergängen um Malans. Ein neues Lebensgefühl, ein neues Leben kündete sich an, das er nach dem «grossen» Ball

Abb.3:
So kannte Johann Gaudenz von Salis-Seewis die Stadt Chur (Ansicht von der Kälberweide gegen Norden vor dem Hofbrand von 1811, dem auch der hier noch sichtbare Spitzhelm der Kathedrale zum Opfer fiel). Das «Kleine Bothmar auf dem Sand», wo Schwester Katharina wohnte, wäre in der rechten unteren jenseits der Plessur gegenüber dem Cleric-Haus mit dem Türmchen zu sehen.

im Stuppishaus in die Worte fasste: *Wehmut und Erinnerung Erleideten mir aber auch die Freuden*. Am 17. Januar 1788 schrieb er gewohnt knapp und für uns unzulänglich: *Blieb ich den ganzen Tag zu Hause, las, aber fühlte doch den Mangel an Unterhaltung und Gesellschaft*, und wusste doch, dass er, was ihm fehlte, weder in der Familie noch in der Confraterschaft in Chur finden würde. Während er früher seine Geburtstage gerne mit einem frommen Satz versah, heisst es im Tagebuch zum 26. Dezember 1787 nur: *mein 25ter Geburtstag, eine bezeichnende Stufe des Endenden Jünglingsalters!*

Diese Erfahrungen des heimgekehrten Aussenstehenden, welcher Veränderungen seines äusseren und inneren Lebens sich anbahnen fühlte, haben, dichterisch gebannt, Eingang gefunden im Gedicht 'Die Kinderzeit' (hier die letzten Strophen). Angedeutet sind darin wohl auch politische Gegensätze zu alten Kameraden der Confraterschaft und Kummer über Barbara Laurers Vermählung. Die Wehmut des Rückblicks, die verhaltene Trauer drückt sich besonders schön aus in der Bedeutungsschwere der Kurzverse.

Gespielen, wir sind nun verändert, älter
 Und weit zerstreut;
 Auch mancher, ach! zu weltklug, höhnt nun kälter
 Die Herzlichkeit.

Weg ist die Bank, wo wir uns abends setzten,
 Und öd' der Raum;
 Der niedre Strauch, an dem wir uns ergötzten,
 Erwuchs zum Baum.

Der Zwang zerriss, am fremden Brautaltare,
 Des Herzens Plan,
 Und manchen trug die schwarze Totenbahre
 Zum Ziel der Bahn.

Klein ward der Kreis! Die Abendwolken senken
 Sich tief herein;
 Wer übrig blieb, muss manchem Angedenken
 Schon Seufzer weihn.

Ende Februar bereitete sich Johann Gaudenz von Salis für eine grosse Reise ins Veltlin vor. Sein Vater, der mit Bruder Herkules vorausgeritten war, wollte seinen ältesten Sohn Johann Gaudenz vielleicht in die anstehenden ökonomischen und politischen Verhältnisse des grossen Untertanenlandes einführen, ihn einspannen in die Herrschaftsansprüche der Salis-Partei oder auch bloss ihn von unerwünschten Heiratsplänen abbringen.

Der Sohn Johann Gaudenz nahm den Befehl oder Vorschlag nicht ungerne an; er brauchte etwas Abwechslung und Distanz zu Familie und Gesellschaft. Er machte Abschiedsvisiten beim Obersten Pestaluz und Töchterchen Ursina am 22. Hornung (Februar) und bei den Malanser Plantas und auch in Seewis: *War ich bey meiner lieben Grossmutter, Nachmittag ging ich spazieren bis zum See und besah die Haaben (Viehbestand) in einigen Bauernställen.* Fast der letzte Besuch vor der Veltlinreise galt also der Grossmutter in Seewis, und ich denke mir ein gutes Gespräch aus, wie er es nirgends sonst gewagt hätte. Wenn er an Paris denke, komme ihm oft ein Gemälde in den Sinn, das ihm in der königlichen Gemälde-Sammlung im Louvre besonderen Eindruck gemacht habe: «Der Knabe mit dem Kreisel» von einem gewissen Chardin⁷. Da lehnt ein Junge in eleganter Kleidung mit gepuderten Haaren, Rossschwanz und Haarmasche an einen Tisch; er hat ein Buch, Papier und Tintenfass mit Gänsefeder, mit denen er wohl arbeiten sollte, beiseite geschoben und schaut verträumt dem tanzenden Kreisel zu, ob er wohl abstürzt oder wie er zum Stehen kommt. Sollte Johann Gaudenz nicht endlich von den Spielen seiner Jugend, den gesellschaftlichen und militärischen, Abstand nehmen und seine Kraft in den Dienst einer wirklichen Aufgabe stellen, die sich ihm, wie er spürt, bald zeigen würde? «Was mache ich denn *dans les honneurs obscurs de quelque Légion*» (in den fragwürdigen Ehren irgendeines Kriegsdienstes), wie er auf den ersten Seiten eines Tagebüchleins zitiert. «Nein, Grossmutter, ich glaube nicht, dass ich einfach in den Stapfen meines Herrn Grossvaters, des Grafen Johann Gaudenz, oder meines Herrn Vaters weitergehen kann», könnte er gesagt haben. Ich kann mir ausdenken, dass Johann Gaudenz überrascht war von der Offenheit des Gesprächs, und um damit zurechtzukommen, suchte er die Stille auf einem Spaziergang zum (damaligen) Seelein gegen Fadära hin; unterwegs inspizierte er auch Ställe von Pachtbauern der Grossmutter. Abends war er wieder zurück in Malans, und eine Woche später begann die Reise ins Veltlin, zunächst nur bis Chur. Er meldete sich bei der «*Stiefabna*» (der zweiten Frau des Grossvaters Salis), bei der Schwester Katharina «auf dem Sand» und selbstverständlich bei der Familie Laurer, wo er den späteren Bischof Buol kennenlernte. Aber vor allem ging er *in den Alten-Gebäu-Garten und ergötzte mich fast den ganzen Nachmittag an der reichhaltigen Bibliothek* des Herrn Envoyé Peter von Salis-Soglio (im heutigen Gerichtsgebäude).

Il On a tant d'âme pour sentir et si peu d'esprit pour le dire

Man hat so viel Empfindsamkeit und so wenig Geist, sie in Worte zu fassen. Diese Devise, ins Pariser Tagebuch geschrieben (vielleicht erst später beim Wiederlesen), soll uns helfen, die knappen Eintragungen seiner Jahre in Paris und Arras zu verstehen und zu deuten.

Johann Gaudenz von Salis-Seewis und sein Churer Schwager Daniel von Salis-Soglio, gefolgt von je einem Knecht (wir erfahren nur den Namen seines ersten Dieners in Paris: Ladner aus Seewis) ritten durchs Domleschg nach Thusis, mit Besuchhalten in Schloss Ortenstein, bei seiner Schwester Jakobea in Sils, verheiratet mit Vincenz von Salis-Sils, und auf Schloss Tagstein.

Ich stelle mir nun vor, der Herr Hauptmann Johann Gaudenz von Salis habe während dieses Rittes Musse gehabt, sein Leben und seinen Dienst in Paris und Arras zu überdenken. Wie für ein Mosaik möchte ich Steinchen aus seinen Tagebuch-Eintragungen zusammentragen zu einem Bild seines geistigen Lebens oder, banal gesagt, zu erfahren suchen, was er in diesen zehn Jahren im kulturellen Mittelpunkt Europas aufgenommen und gelernt hat. Seine Tagebücher: Von Tag zu Tag notierte er, was der Militärdienst von ihm verlangte, notierte die Namen der Leute, mit denen er gesprochen, wo und mit wem er gegessen, Karten, Billard, Schach gespielt, wo er den Vormittag, den Nachmittag oder den Abend verbracht hatte. Oft liest man da nur: *nichts Wichtiges, zu Hause gelesen und gearbeitet*, wobei diese 'Arbeit' nicht etwa der beruflichen Weiterbildung galt, sondern 'gearbeitet' oder 'etwas aufgesetzt' war seine strenge Bemühung um die Gestaltung eines Gedichtes. Nur im Eintrag vom 30. November 1785 liest man: *abends an einem Liede gearbeitet*, und vom 13. April 1788 im Veltlin steht: *Am Morgen arbeitete ich an Gedichten einige neue Züge*.

Man stelle sich die grossen Augen, die anfänglichen Verstörungen des siebzehnjährigen Landjunkers vor, für den Chur oder Lausanne schon grosse Orte waren, als er sich in der riesigen Stadt Paris, den Königsschlössern, neben denen sein Bothmar fast wirklich nur eine «kleine Hütte» war, in den Prachtstrassen und Parkanlagen, den gewaltigen Kirchen, dem Gewimmel eleganter und armer Menschen und der unübersehbaren Hofgesellschaft zurechtfinden sollte. Zwar war er ein von Salis mit Anrecht auf den Grafentitel und hatte als solcher vom Vater Haltung und Disziplin, von einem Hofmeister einige Grundkenntnisse und Schliff und von einem längeren Aufenthalt in Lausanne etwas Französisch mitbekommen, aber weit reichte dies gewiss nicht in der Kulturmetropole Paris. Trotz allem Verwirrenden ist in seinem Tagebuch keine Angst, keine Andeutung von Heimweh, kein Selbstmitleid zu lesen, und so ist anzunehmen, dass er sich klaglos und verbissen in seine Arbeit und die ungewohnte Umgebung einfügte und sich behauptete. Ich vermute, dass sich zuerst andere Herren von Salis der Schweizergarde seiner annahmen und dann vor allem Damen der Hofgesellschaft, die bald über seine Aufnahmefähigkeit staunten, sodass er in vielen Salons ein geschätzter Gast wurde. Er nahm Fechtstunden, liess sich von einem Wachtmeister im Waffengebrauch und den dazu notwendigen Befehlen unterrichten, so dass er

beim Exerzieren und den sich wiederholenden Inspektionen und Paraden rasch Bescheid wusste und turnusgemäss zur Wache in Versailles aufgeboden wurde. Er vermerkte, dass er die Parole von der Königin geholt habe oder dass der König ausgefahren sei. In Arras kamen noch allerlei Aufsichtsaufgaben dazu: Gamascheninspektionen, Spitalinspektionen, Posteninspektionen, Polizeivertretung im Theater und erst noch, wegen der Kriegsgerüchte und der Alarmbereitschaft, Manöverübungen und deshalb für die Offiziere *Theorieschule wie inskünftig jeden Morgen. Ich war missvergnügt*. Wie andere Offiziere oder gar die Mannschaft diesen militärischen Trott trotz der schönsten Uniformen Europas aushielten, wissen wir nicht. Den Leutnant, späteren Hauptmann Johann Gaudenz von Salis verlangte es jedenfalls als Ausgleich, als Gegengewicht zum militärischen Einerlei nach dem Zugang zur Kunst und Kultur Frankreichs, dessen Söldner er war.

In den Salons der Pariser Damen Launai, Chaperon, Gaudron, Chabert und der Damen Beauval, Sommièvre in Arras lernte er gewiss die leichte, galante, erotisch angeregte Konversation und Lebensart der späten Rokokozeit. Den stärksten Ausdruck davon aber erlebte er in der königlichen Gemäldesammlung im Louvre, besonders in Bildern von Watteau, Boucher und Fragonard, wobei ich glaube, dass ihn Chardins leise Stilleben und Szenen aus dem bürgerlichen Alltag stärker ansprachen (siehe oben bei der Seewiser Grossmutter) als die mythologisch verbrämten oder galant aufgeputzten Idyllen der modischen Rokokomaler. So ging er auch kaum beeindruckt an den vielen Nuditäten der königlichen Statuensammlung vorbei und hielt nur den Gipsabguss der *Laokoon*-Gruppe im Tagebuch fest, man darf annehmen, die Augen geführt von Lessings Abhandlung (1766).

In der Comédie Française, Comédie Italienne und im Schlosstheater wurde er bekannt mit dem üppigen Zeitgeschmack der Ausstattung, mit dem zeitgenössischen Musiktheater, mit der Pariser Spielkunst, mit der höfisch gemessenen Sprache der ernstesten Dramen und der rasanten Prosa der Lustspiele. Er wurde richtig theatersüchtig und war meist zweimal die Woche in der einen oder anderen Vorstellung (fast immer zwei Stücke nacheinander); eine Zeitlang hatte er sogar eine Loge gemietet. *Man gab*, schrieb er und notierte Titel und Werke von Johann Christian Bach, Pergolesi (die beliebte «*Serva padrona*»), Gluck, Piccini, Grétry, Monsigny und anderen (aber nichts von Mozart), viele ernste, lustige und wohl auch leichtfertige Stücke von Klassikern und Zeitgenossen, eine Bearbeitung von Shakespeares «*Macbeth*» (von La Harpe) und von Lessings «*Minna von Barnhelm*» unter dem Titel «*Les amants généreux*» (Liste von Opern, Operetten und Schauspielen nach den Tagebuchnotizen siehe unten) und sogar einen «*Guillaume Tell*», zuerst in Paris, dann auch in Arras. Mit den folgenden Versen aus einem «*Andromaque*»-Drama (nicht von Raci-

ne), am Anfang eines Tagebuches eingetragen, beklagt er vielleicht die Hindernisse, die einer Verbindung mit Ursina Pestaluz (oder Barbara Laurer?) im Wege standen: der Einspruch des Vaters, der Solddienst:

Enfin, on me l'enlève – une loi trop sévère
 Va séparer deux Cœurs qu'assembloit leur misère.
 Sans doute on ne veut pas que, mêlant nos douleurs,
 Nous nous aidions l'un l'autre à porter nos malheurs.

Nun nimmt man ihn mir fort – ein zu hartes Gesetz trennt zwei Herzen, die das Unglück verband. Zweifellos will man nicht, dass wir, unsere Schmerzen vereinend, unser Unglück gemeinsam tragen.

Was er in Paris und Arras als Theater- und Musikliebhaber sich aneignen konnte, wurde unverlierbarer Teil seiner Bildung und übertraf gewiss diejenige vieler Zeit- und Standesgenossen am Ende des 18. Jahrhunderts.

OPERN UND OPERETTEN

Joh. Chr. Bach	Amadis des Gaules
Chr. W. Gluck	Iphigénie en Tauride La Rencontre imprévue Didon? Alceste
N. Piccini	Le Dormeur éveillé Thémistocle L'Amitié au village
A. E. M. Grétry	Richard Cœur de Lion (viele Male) Les deux Avars Les Amants jaloux / Les jaloux? La Servante maîtresse? La Caravane du Caire Le Silvain L'Ami de la maison
G. B. Pergolesi	La Serva padrona (La Servante maîtresse?)
E. J. Floquet	Le Seigneur bienfaisant
A. M. G. Sacchini	Dardanus La Colonie
P. A. de Monsigny	Le Roi et le fermier Le Déserteur
E. F. Edelman	Ariadne à Naxos (Ariane dans L'isle de Naxos)

THEATER

Molière	Le Médecin malgré lui Le Misanthrope Mr. de Pourceaugnac Le Bourgeois gentilhomme
P. Corneille	Le Cid Sertorius
J. Racine	Britannicus Mithridate Phèdre Rodogune Athalia (Athalie) Andromaque?
D. Diderot	Le Père de famille
P. A. C. de Beaumarchais	Le Mariage de Figaro (viele Male) Le Barbier de Séville Eugénie
J. Fr. La Harpe	Philoctète (nach Sophokles) Coriolan
A. C. Destouches	Le Glorieux Le Tambour nocturne La Gouvernante
P. C. N. de La Chaussée	Le Consentement forcé
A. H. de la Motte	Inès de Castro
A. M. Le Mierre	Guillaume Tell (2. Fassung 1786)

Es ist merkwürdig, dass J. G. von Salis Racines «Bérénice» weder mit einem Zitat noch sonstwie erwähnt, wo er doch selber wie Kaiser Titus zwischen Liebe und Pflicht entscheiden zu müssen glaubte. Seine «Bérénice»-Gedichte für seine Frau Ursina beziehen ihren Titel, wie ich meine, eher von Racines Königin Bérénice von Palästina als irgend einer Schönhaarige desselben Namens.

WEITERE WERKE VON NICHT IDENTIFIZIERTEN KOMPOSITEN ODER DICHTERN

Le Marchand de Smyrne
Veillée villageoise
Le Babillard
Impromptu de la campagne
Les Vendangeurs
Le Droit du seigneur

Le Peintre amoureux de son modèle (Pygmalion?)
 La Dot
 Blaise et Babet
 L'Habitant de la Guadeloupe
 La Nuit aux aventures
 Julie (nach Rousseau?)
 Le Somnambule
 Rose
 Lucas et Lucette
 Partie de chasse de Henry IV
 Héraclius
 Les trois Fermiers
 La belle Susanne
 La fausse Magie
 Le Poète supposé
 Le Serrurier
 Nina
 Amalie et Moutron
 Alexis et Justine
 Les fausses Infidélités
 Les Femmes vengées
 Le Mariage d'Antonio

Der Autor wäre dankbar für Ergänzungen und Korrekturen dieser Listen.

Aber er liebte und suchte auch andere Schaustellungen im weitesten Sinne:

Variétés amusantes (wohl eine Art Cabaret) und Pantomimen; er sah zweimal inmitten vieler Zuschauer *den Globus, mit Inflammierter Luft gefüllt, in den Champs de Mars von selbst in die Luft erheben* (25. August 1783); *In einer Menagerie Rinoceros, Löwen, Panther, Indianische Hirsche, Pelican, Ochs mit Wolle nebst vielen ?? vögeln*; er war mit Baron Heinrich (Salis-Zizers) und de Mont Zuschauer einer Tierhetze, *wo das wilde Schauspiel mir nicht gefiel*; er besuchte in Arras ein Marionettentheater und unterhielt sich mit einem Taschenspieler-Zwerg aus dem Schwarzwald, besuchte in der Nähe von Arras ein ländliches Kirchweihfest und genoss gewiss auch den farbenprächtigen Pomp der Paraden der Schweizergarde vor Königsfamilie und Hof oder die Bälle im Schloss Versailles.

Wenn er nur sich wieder zu seinen Büchern in die Stille seiner Wohnung – die Kaserne war ihm zu lärmig – zurückziehen konnte! Was er alles ausser dem Schauspiel und Musiktheater an französischer Literatur kennengelernt hat, wissen wir nicht; sicher erhielt er vielfa-

che Anregung in den Damen-Salons und in der Pariser Freimaurerloge De la Bienfaisance, die ihn am 5. Mai 1786 aufnahm. Jedenfalls scheint das berühmte Sonett von Joachim Du Bellay (1525–1560) «Le beau Voyage» Pate gestanden zu haben bei seinem «Lied eines Landmanns in der Fremde»:

Quand reverrai-je, hélas! de mon petit village
Fumer la cheminée, et en quelle saison
Reverrai-je le clos de ma pauvre maison,
Qui m'est une province et beaucoup d'avantage.

(2. Strophe)

Ach, wann werde ich meines kleinen Dorfes (Weilers) rauchenden Kamin und zu welcher Jahreszeit den Garten meines einfachen Hauses (Hütte) wiedersehen, mir so viel wert wie eine Provinz und noch viel mehr!

In einer Bücherliste von 1783/84 erwähnt er deutsche Übersetzungen von Anakreon, Theokrit und Sappho, und schon während seiner Pariser Zeit und auch später in Arras hielt er sich einen italienischen Privatlehrer, um italienische Literatur im Original lesen zu können – er kaufte Tasso und Petrarca – und vielleicht auch um in Neapel Dienst zu nehmen, wo er bessere Aufstiegsmöglichkeiten erhoffte.

Ob er etwas von Montaigne, La Fontaine, La Rochefoucault wusste oder von Voltaire? Aber sicher verschaffte er sich Werke von Rousseau und erfasste deshalb die Gelegenheit, auf der Reise zu seinem neuen Dienort, Ermenonville zu besuchen; es wurde eine rechte Pilgerreise zu Rousseaus letztem Asyl und Grab. Er besichtigte das bescheidene Wohnhaus, den Schreibpult, an dem Jean Jacques Rousseau sein letztes Werk «Die Träumereien eines einsamen Spaziergängers» geschrieben haben mag, den Park, in dem er botanisiert hatte und spazieren gegangen war, und endlich liess sich Johann Gaudenz von Salis das Inselchen und das Grabmal zeigen: *Das Weib eines Bedienten kam mit mir . . . , und als ich die Stufen emporstieg, sah ich vor mir – mit Schauern und mit Staunen und Wehmut – die Insel und durch die Pappeln das Grabmal . . . mir war so unbeschreiblich weichmütig . . . Im Übersetzen und auf der Insel waren meine Einbildungskraft und Gefühl so sehr auf neue mit Rousseau beschäftigt, dass St. Preux, Julie, Meilleries Felsen (die Hauptfiguren und einer der Schauplätze am Genfersee aus der «Neuen Heloise») zugleich mit seinem Bild vor mir schwebten. Ich blieb einige Zeit auf der Insel und trennte mich so ungern, als wär' es von meiner Heimat oder von einem Freund.* Er kannte also und liebte Rousseaus berühmten Briefroman «Julie», dieses Lehrbuch der Empfindsamkeit und Naturbetrachtung; ja es ermunterte ihn, den Eindruck der Insel Au im Zü-

richsee und die verschiedenartigen Stimmungen des Zürich- und des Walensees auf der Heimreise in Worte zu fassen. Bei der Lektüre des Erziehungsromans «Emile» muss er auch seine eigene Kindheit und Jugend überdacht haben; denn als er in einem Brief des Vaters vom Tod des Dekans Zanuk (oder Zanugg) erfuhr, wagte er (vor sich selber) ein ungewöhnlich hartes Urteil über diesen bekannten Bündner Theologen, der wacker mitgestritten hatte im Streit zwischen den dem Pietismus zugeneigten und den altgläubigen Bündner Protestanten⁸: *Dieser Mann, der Talente, Wohlredenheit und einen Tadellosen Wandel gehabt hatte (und) bis zur Übertreibung erhoben ward, wurde von mir bedauert, obgleich sein etwas stolzes, hartes Wesen, seine scharfen Urtheile und sein zu grosser Einfluss mir nicht immer angenehm gewesen waren. Er war eine Zeitlang in der fröhlichen Jugend mein Lehrer im Religionsunterricht* (3. Mai 1787).

Später, in Arras kaufte Johann Gaudenz von Salis eine vielbändige Gesamtausgabe von Rousseaus Werken. Um sich von der Lesewut des jungen Schweizer Offiziers einen Begriff zu machen, sei die Rousseau-Gesamtausgabe von 1782–1789 im Besitz der Bündner Kantonsbibliothek erwähnt: sie umfasst 17 Bände mit gegen 10 000 Seiten!

Es war übrigens nicht ganz ungefährlich, sich mit Rousseau einzulassen, denn das in «Emile» eingeschobene «Glaubensbekenntnis eines savoyischen Vikars» (in Band IV) enthält Grundgedanken und Konsequenzen zu Glaubensfragen, die sofort Verbote der Genfer Behörden und des Erzbischofs von Paris nach sich zogen und nun geeignet waren, den angestammten Glauben Johann Gaudenz von Salis' ins Wanken zu bringen. Etwa Rousseaus Ansichten über die Offenbarung und den Kult:

Die erhabensten Vorstellungen Gottes kommen aus der Vernunft allein. Sieh das Schauspiel der Natur und höre die innere Stimme! Hat Gott nicht unseren Augen, unserem Gewissen, unserem Urteil alles gesagt? Was können uns Menschen mehr sagen?

Man sagt, man habe einer Offenbarung bedurft, um die Menschen zu lehren, wie Gott verehrt sein wolle; zum Beweise führt man die grosse Verschiedenheit der abenteuerlichen Kulte an, welche sie eingerichtet haben, und sieht nicht ein, wie gerade diese Verschiedenheit aus den Wahngelbten der Offenbarungen entspringt. Seit die Menschen darauf verfallen sind, Gott sprechen zu lassen, hat ihn jeder nach seinem Kopfe sprechen lassen, was er gewollt hat. Hätte man nur auf das gehört, was Gott dem menschlichen Herzen sagt, so hätte es immer nur eine Religion gegeben auf Erden.⁹

Weil in vielen Bündner Aristokratenfamilien pietistische Religiosität verbreitet war – Kinder wurden oft in herrenhutischen Institu-

ten erzogen, z.B. Ursina Pestalozzi im neuenburgischen Montmirail –, mussten Rousseaus unchristliche Ansichten auf scharfe Ablehnung stossen.

Wer mag Johann Gaudenz von Salis zur Klärung seiner religiösen Fragen auf Blaise Pascals «Pensées» hingewiesen haben, die angeblich eine «Verteidigung des Christentums» enthalten (Erstausgabe posthum 1670)? Nach der ersten oder abschliessenden Lektüre der rund 700 Gedankensplitter oder Aphorismen des Mathematikers Pascal zur Lage des Menschen und über seinen Weg zu Gott suchte Johann Gaudenz von Salis seine Eindrücke im Tagebuch zusammenzufassen. Der Text ist bezeichnenderweise schwer lesbar, vieles dick gestrichen und manches eingeflickt: *Ein Christlicher Philosoph, tief in Demut, (stark?) im Glauben, ??? Im Misstrauen in die Kräfte seiner Vernunft, ??? an Wunder u. Geheimnisse glaubend* (19. April 1787). Gingen diese folgenden Sätze Pascals nicht ihn ganz besonders an?¹⁰

Die Sehnsucht (le désir), von denen geachtet zu werden, mit denen man zusammen ist. Der Stolz hat inmitten unserer Leidenschaften und Irrtümer eine so natürliche Herrschaft über uns: wir verlieren sogar unser Leben mit Freude – vorausgesetzt, dass man davon spricht. Eitelkeit (vanité): Spiel, Jagd, Besuche, Theater, falsche Fortdauer des Namens.

Damit war Johann Gaudenz von Salis doch gerade beschäftigt:

Man muss sich selber kennen: wenn das auch nicht dazu diene, die Wahrheit zu finden, so dient es doch wenigstens dazu, sein Leben zu ordnen; und es gibt nichts, das richtiger wäre.

Das muss Rousseau gekannt haben:

Wenn man alles der Vernunft unterwirft, wird unsere Religion nichts Geheimnisvolles und Übernatürliches mehr haben. Wenn man gegen die Prinzipien der Vernunft verstösst, wird unsere Religion absurd und lächerlich sein.

Es ist eher zweifelhaft, ob Johann Gaudenz v. Salis aus solchen Sätzen Hilfe für seine Lebens- und Glaubensfragen finden konnte. Anregend, aufregend, zur Nachdenklichkeit stimmend waren die wirren Notizen des Mathematikers Pascal aber gewiss. Dahin deutet die Tagebucheintragung vom 21. April 1787: *Des Morgens Compagnie beim Exerzieren. Abends spazieren gegangen am Kanal, allein, Ich beschäftigte mich mit Lektüre und über wichtige Gegenstände nachdenkend, wo das Gefühl allein die Vernunft beruhigen und nur die Stimme des Gewissens und der Gnade der Grübeleien Siegreich widersprechen können.*

In diesen Lebenszusammenhang gehören seine beiden schönsten Distichen, in denen, antik gezügelt, der zurückhaltende Dichter sein Fühlen und Denken gestaltet hat:

Vernunft und Glaube

Nur das Dunkel der Nacht enthüllt uns die höheren Welten,
 Blendendes Sonnenlicht deckt sie mit nichtiger Luft.
 Also Vernunft: Die Erderleuchterin hellet die Nähe,
 Aber verbirgt uns das Land, welches dem Glauben nur strahlt.

So also hat Johann Gaudenz von Salis sich auseinandergesetzt mit kulturellen, religiösen, gesellschaftlichen Problemen, während er sich mit seinen Kameraden auf einen bevorstehenden Krieg vorbereitete. Es darf uns also nicht erstaunen, dass er trotz aller Wiedersehensfreude als ein Veränderter heimkehrte, was er kaum jemand zeigen konnte. Aber das Verwunderlichste daran ist doch, dass er es sich selber gestand *als eine bezeichnende Stufe des Endenden Jünglingsalters*.

III Et ego in Arcadia

Wir wollen Johann Gaudenz von Salis und seinen Schwager Daniel endlich weiter Richtung Veltlin reisen lassen. In drei Etappen ging die Reise: Von Chur durchs Domleschg zur in Sils verheirateten Schwester Jakoebea, am nächsten Morgen durch die Viamala, das Schams, die Rofla, über den Splügenpass bis zum Berghaus Splügen und endlich von dort den Zickzack-Weg des Cardinell nach Isola hinunter und durchs Jakobstal nach Clefen (Chiavenna). Über eben diese Strasse liefen die meisten Warentransporte von Süddeutschland nach Italien und umgekehrt und wurden von Chur weg durch sechs Porten, privilegierte Transportgesellschaften der anliegenden Dörfer, besorgt. Feste Transporttarife und Lagergebühren in den sechs Susten (Lagerhäusern) sicherten den Transportgenossenschaften und den Gemeinden gute Einkünfte. Der Transport geschah immer noch durch Saumkolonnen, denn aus Angst vor Konkurrenz und Mindereinnahmen wehrten sich die Porten lange erfolgreich gegen Verbesserungen und Verbreiterungen der Verkehrswege; erst zwischen 1818 und 1823 wurden die Bernhardin- und Splügenroute zu Fahrstrassen ausgebaut. 1798, also 11 Jahre nach Johann Gaudenz von Salis' Veltlin-Reise rekonozitierte Marschall Graf Bellegarde, der Kommandant des Tiroler Armeekorps, die Bündner Strassen und Übergänge. Er berichtete nach Wien ausführlich auch über diese Splügenroute und stellte fest, dass die Strasse für schwere Artillerie und die grossen Munitionskarren nicht passierbar sei, wohl aber für die leichten Bauernwagen und den Mailänder Post-Boten.¹¹ Graf Bellegarde rechnete auch Marschzeiten



aus: von Chur bis Splügen 9 Stunden, von Splügen bis zum Rasthaus zwei Stunden, von dort bis Chiavenna 4 $\frac{1}{2}$ Stunden, alles in allem 15 $\frac{1}{4}$ Stunden. Es ist anzunehmen, dass Johann Gaudenz von Salis und Schwager Daniel samt je einem Knecht, obwohl beritten, sich doch überall etwas mehr Zeit liessen und auch immer wieder absteigen mussten wegen überhängender Felsen in der Viamala, schlechten Wegverhältnissen zum Splügenpass und bei den engen, gefährlichen Windungen des Weges nach Isola hinunter. Zunächst galt es, von Thusis nach Übernolla und am Crapeig vorbei über Rongellen in die eigentliche Viamala zu gelangen. Und da haben wir wieder unsern wortkargen Tagebuchschreiber (5. März 1788): *In via mala sah ich mit starkem Eindruck die schrecklich prächtigen Schlünde und Abgründe, besonders von der unteren Brücke. In Andeer assen wir zu Mittag, mit einem Cantieni, der in Clefen handelt. Durch das Schams und die langweilige Roflen kamen wir nach Splügen, wo wir uns nur kurz aufhielten.* Wie knapp auch immer, so ist der Eindruck der Schlucht doch mit dem Oxymoron (mit den sich eigentlich ausschliessenden) «schrecklich prächtig» und den Reimwörtern «Schlünde – Abgründe» gut festgehalten. Entgegen

Abb. 4:
Das Rasthaus
Splügenberg
(Monte Spluga)
gleich nach der
Eröffnung der
Fahrstrasse, von
J. Jakob Meyer
gezeichnet und
gestochen: «Die
neuen Strassen
durch den Kanton
Graubünden», Zü-
rich 1825.

weitverbreiteter Meinung ist nicht der ein echter Sprachmeister, der schnell und leicht formuliert, sondern wer, misstrauisch gegen das schnelle Wort, hartnäckig um den richtigen Ausdruck ringt, d.h. wie Johann Gaudenz von Salis am ersten Einfall «arbeitet». Als Johann Gaudenz von Salis als Mitglied einer Bündner Vertriebenen-Delegation dem Helvetischen Parlament für Hilfe danken sollte, überliess er diese (vielleicht auch demütigende) Aufgabe gern dem Bündner Ehrenbürger Heinrich Zschokke, dem Magdeburger Gelehrten, dem ehemaligen Lehrer am Reichenauer Philantropin und Vielschreiber (Romane, Novellen, Geschichte, politische Traktate), der denn auch den Dank, angeblich aus dem Stegreif, so bewegt und effektiv vorbrachte, dass «mein Schmerz der Schmerz der grossen Versammlung ward; meine zurückgehaltenen Tränen riefen die ihrigen», so Zschokkes Darstellung.¹²

Aber folgen wir weiter der Reise der Herren Salis nach dem Tagebucheintrag vom 5. März 1788: *Herr Schwager wollte (in Splügen) einen Schlitten nehmen. Ich verreiste zu Pferd. Der Berg war voll hohen Schnee, wir (d.h. Johann Gaudenz von Salis und sein Reitknecht) begegneten viele Pferde und grobe Säumer, erlitten auch viel vom beschwerlichen Ausstellen der Pferde, so dass wir erst spät bei Nacht auf dem Berg ankamen. Gelitten haben sie wohl unter der Kälte und den ruppigen Befehlen der Säumer, den Saumkolonnen den Weg freizugeben. So schafften sie den Übergang über den noch verschneiten Pass (2100 m) bis zum Berg-Rasthaus (Monte Spluga) statt nach Graf Bellegarde in zwei erst vielleicht in 4–5 Stunden. Ich fand dort zur Unterhaltung gute Bücher, z.B. 'Deutschlands Originaldichter' etc., worin ich las, bis endlich spät der Herr Schwager auch, aber zu Fuss, anlangte, denn sein Schlitten war zerbrochen und sein Knecht war in Splügen zurückgeblieben.*

Stellen wir uns vor, Johann Gaudenz von Salis habe sich, nachdem die Pferde versorgt waren und er sich (und vielleicht auch dem Knecht) etwas Brot, Käse und Wein hatte bringen lassen, vor einem guten Kaminfeuer die Füsse aufgewärmt. Die Herrenstube, die ihm zustand, hatte wahrhaftig eine kleine Bibliothek (woher? von wem?), sogar mit den drei Bänden deutscher zeitgenössischer Dichter, die Salis selbst in Paris sich beschafft hatte. Bei schlechter Beleuchtung, aber mit gewohnter Aufmerksamkeit trotz des Lärms in der grossen Wirtsstube, las er nun, bis sein Schwager, vermutlich hundemüde und missgelaunt, bei ihm eintraf. Er hätte sich auch ohne die «Hotelbibliothek» nicht gelangweilt, denn in seinen Satteltaschen staken sein schön gebundenes Tagebuch, vielleicht eine Abschrift seiner Gedichte, die er in Paris schon begonnen hatte, und seine neuste Errungenschaft: Johann Georg Zimmermanns Buch «Über die Einsamkeit», das er auf dieser Reise zu lesen gedachte, denn das Problem von Einsamkeit und Leben in der Gesellschaft ging ihn unmittelbar an.¹³

Vielleicht hatte Johann Gaudenz von Salis jetzt beim Durchblättern seiner vorläufigen Gedichtsammlung Zeit, sich Gedanken über sein Dichtertum zu machen. Am Anfang eines Tagebuches steht «Et ego in Arcadia» (Auch ich bin in Arcadien oder aus Arcadien). Das heisst wohl: Ich bin auch ein Dichter. Trotz aller Bedenken war er stolz auf seine wenigen Gedichte (von den etwa 100 kamen 1793 nur deren 55 gesammelt zum Druck. Er hatte durch sie Kontakt mit andern deutschen Dichtern (Voss, Miller, Hölty, Sophie von La Roche, Pfeffel, Salomon Gessner, Lavater u.a.) und wurde von Herausgebern von Blütenlesen, Almanachen, Museen um Beiträge gebeten. Er hielt sogar her für Schattenrisse, die Freunde von ihm wünschten. Nur war sein Dichten eben «Arbeit» am Wort und nie Geschenk des glücklichen Augenblicks.¹⁴

«Et ego in Arcadia» meint aber auch: Auch ich bin ein Idyllendichter, was heisst: dank meiner Begabung, meinem Studium und Herkommen gelingt es mir gelegentlich, den einfachen, arbeitsamen Alltag des Landvolkes zu rühmen. Unsere Aristokratenfamilien waren Grossbauern und Selbstversorger, die einen Teil ihrer Güter, Ackerfelder, Weinberge, Berggüter und Alpen, mit Hilfe einer Menge Knechte und Mägde selbst bewirtschafteten; zusätzliche Einnahmen besonders der Salis kamen aus Weinbergen im Veltlin und dem Weinhandel (Bares vor allem von Zuwendungen der Höfe für Solddienst und aus dem Ämterkauf). Überall waren auch die patrizischen Kinder mit dabei und lernten so die nähere Umgebung, den Garten, den «Bongert», den Fischteich, die Ställe und Scheunen und damit auch die Arbeiten im Feld und Weinberg kennen. Einiges davon ist aus seinen Gedichten herauszuhören: der Röhrenbrunnentrog, Hagrosen, eine Rebenpergola mit Sitzbank (Letzter Wunsch), die Wogenflut des Kornes mit Lerchengesang und Grillenzirpen (Das Abendbrot), Hirsche und Rehe auf der Abendweide, die Heimkehr der singenden Heuer, Amsel- und Nachtigallenlied und Kiebitzruf im Ried,

Und der Landmann, wenn's noch dämmert,
Seine Sens' im Hofe hämmert
Und ein Mäherliedchen pfeift.

(Abendbilder)

Primelgold und Saatenspitzen, Libellen, Mücken, schwärmende Bienen, Ostereierspiele der Kinder (Märzlied), Abendtanz und Grabgeleit (Mailied). Wer erinnert sich nicht gern an die Herbststimmung mit kühlerem Wind und Nebel und den Erntearbeiten im Obstbaumgarten und Weinberg (Herbstlied), aber auch an den Goldglanz der verschneiten Felder und Bäume, den Reif, an den unter den Schuhen krachenden Schnee und die Eiszapfen am Dach (Winterlied). In den

Bergwäldern stapft man durch Wachholdergesträuch und Erika, sucht Waldbeeren und geniesst das Sausen der Fichten im Wind, sieht den Raben auf dem Auslug und hört den Grünspecht hacken (Die Einsiedelei). Da sind Pflügen und Säen (Pflügerlied), Heidelbeersuche, das Storchennest auf dem Kirchturm, Bewässerungsarbeiten (Lied eines Landmanns in der Fremde), Schellengeläute weidender Kühe, Gersten-, Hafer-, Roggenäcker (Elegie an mein Vaterland), die pralle Weizengarbe als Sitz und Gerstenschwaden als Kissen, Primeln, Violen, Maiglöckchen, ein Nelkenstock (Tochter des Landes), Silberpappeln, die klappernde Mühle, Sensen-Klang am Hügel, Heupferdzirpen auf frisch gemähter Wiese (An ein Tal); auch die «schreckliche Schönheit» der Bergwelt mit den blendenden Gletschern, den Spitzen und Zinken, den «Gähen», der «Lauwe», den Schatten des Tobels gehören zur Heimat, und er wünscht sich wieder zu geniessen, was er in der Jugend erlebt hat:

Beeren, die ihre Finger drückte,
 Honig, der der Wab' entfloss,
 Kräuter, die vom Beet sie pflückte,
 Milch, die sie in Schalen goss:
 Ha! bei solchem Göttermahle
 Sässen wir, wie froh, wie stolz!
 Wär' auch Löffel, Kelch und Schale
 Nur aus weissem Buchenholz.

(Letzter Wunsch)

Natürlich hat er das Erinnerungsbild der Heimat und Kindheit «in der Fremde» geschönt und wehmütig «heimelnd» verklärt (Gesang an die Harmonie), wie es den meisten geht, aber gerade das macht den Zauber und den besonderen Klang seiner besten Gedichte aus. Aber natürlich hatte die Welt seiner Idylle beim näheren Zusehen bedenkliche Risse: Die liebe Kinderfreundin ist bei der Heimkehr verheiratet; Freunde wenden sich aus politischen Gründen ab; *Knechte zoten* und betrinken sich *unmässig* beim Erntefest; junge Herren werden an der Zizerser Landsgemeinde vom Pferd gerissen, verprügelt und mit Steinen verjagt; in Arras musste er Soldaten prügeln lassen und einmal zusehen, wie ein Mann auf Anzeige seiner Tochter wegen Inzest gehängt und verbrannt wurde; die Führer der Saumkolonnen erzwingen am Splügen ruppig und respektlos den Vortritt; nicht zu reden von den Randgruppen der damaligen bäuerlichen und städtischen Gesellschaft: den Tagelöhnern, Störarbeitern jeder Art, Bettlern, Huren, Verdingkindern.

Eine Idylle braucht übrigens, ausgesprochen oder nicht, eine Gegenwelt, von der sie sich abhebt, und das konnte damals nicht die-

ses Proletariat sein, sondern der Hof. Johann Gaudenz Salis braucht das Gegenbild eigentlich selten, obwohl er, im Unterschied zu vielen dichtenden Pfarrherren, selbst erfahren hatte den Aufwand an Repräsentation, Kleidung, Schmuck, *manchen Zauberpalast, voll des Goldes und Grams* (An ein Tal) und das *öde Weltgewühl, den Menschenschwarm* der Grossstadt (nach Rousseau hatte Paris damals 200 000 Einwohner).

Die Freude am schönen Heimischen, am Ursprünglichen und, wie man mit Rousseau dachte, am Unverdorbenen hätte jedoch Johann Gaudenz von Salis nicht zum Gedicht geführt, wenn nicht die Zeitstimmung der damaligen Literatur die Idylle, die neue Anakreontik, vorgegeben hätte. Sein Lesehunger führte ihn in Paris zur Leih- und Lesebibliothek des Herrn Friedel, dem er offenbar wichtige literarische Anregungen verdankte. Ihm widmete er einen besonderen Eintrag ins Tagebuch: *Adrian Christian Friedel, mit dem ich in freundschaftlichem Verhältnisse gestanden, Lehrer der königlichen Pagen zu Versailles, geboren zu Berlin den 31. May 1753, Erwarb sich das Verdienst in seinem 'nouveau Theatre allemand' 1782–85 vol. 12 (in 12 Bänden?) die französ. mit den deutschen Schriftstellern bekannt zu machen. Er starb den 8. Dez. 1785 an der Auszehrung.* Johann Gaudenz von Salis hatte ihm noch Medizin verschafft und kümmerte sich um seine Witwe; das Geschäft wurde verkauft, doch mit dem neuen Besitzer liess sich die schöne Beziehung nicht weiterführen. Ich glaube, dass Friedel den dichtenden Freund auf die Zeitschriften aufmerksam machte, in denen er seine Lieder drucken lassen könnte. Bei Friedel war er abonniert und las sich in die zeitgenössische deutsche Literatur ein (Gleim, Goeckingk, Klopstock, Wieland, Miller, Hölty u.a.), bis er selbst zu schreiben wagte. Bald gelangte er darüber hinaus zu den französischen, italienischen (Petrarca), zu den englischen Idyllikern Gray und Thomson (seine «Jahreszeiten» von Haydn vertont) und zu deren antiken Vorbildern Anakreon, Vergil und Horaz. So kommt es, dass sein bekanntes Lied «Traute Heimat . . .» in einer schönen langen Tradition steht, was seiner Gestaltung durchaus keinen Abbruch tut. Angeregt von einer Stelle in der 2. Satire des Horaz, dichtete Christoph Martin Wieland in seinem «Oberon» (1780)

Du kleiner Ort, wo ich das erste Licht gesogen,
Den ersten Schmerz, die erste Lust empfand,
Sei immerhin unscheinbar, unbekannt,
Mein Herz bleibt ewig doch vor allen dir gewogen,
Fühlt überall nach dir sich heimlich hingezogen,
Fühlt selbst im Paradies sich doch aus dir verbannt,
Oh, möchte wenigstens mich nicht die Ahnung trügen,
Bei meinen Vätern einst in deinem Schoss zu liegen!

(4. Gesang, Strophe 22)

Als dunkler Hintergrund zu Johann Gaudenz von Salis' idyllischen Bildern erscheint fast überall die Nähe des Todes, der Gedanke der Vergänglichkeit oder «des Daseins zerfliessender Klang», wie er den musikalischen Begriff «morendo» schön verdeutscht (Lied zu singen bei einer Wasserfahrt). Er notierte im Tagebuch den Tod einer alten, vermutlich geliebten Hausangestellten; er scheint mit Besorgnis die Mitteilungen des Pfarrers zum Jahresschluss vernommen zu haben, dass in Malans oder Chur ebensoviele oder gar mehr verstorben seien als geboren, und er sah als Offizier dem Tod klar entgegen. Ganz still heisst es sogar in der «Kinderzeit», an deren Ende er sich jetzt 1788 fühlt:

Die Abendwolken senken sich tief herein.

Es bleibt noch viel zu tun an meinen *Arbeiten*; besonders die modische «Tändelei» (der Titel eines ausgeschiedenen frivolen Liedchens), dieses anakreontisch erfundene Spiel mit der Liebe muss weg, wird er sich gesagt haben.

Inzwischen wird sich sein Schwager Daniel erholt und aufgewärmt haben, und am nächsten Tag ging's südwärts und Veltlin-wärts.

IV Von der Einsamkeit

Lassen wir von Monte Spluga an Johann Gaudenz von Salis nach seinem Tagebuch ausführlicher sprechen! Wir haben für seinen Aufenthalt im Veltlin vom 6. März bis 20. April den ganzen Hauptmann Salis vor uns: den Mann der führenden Gesellschaftsschicht mit seinen Repräsentationspflichten, den Augenmenschen, den Musikliebhaber, den Schaulustigen, den einsamen Spaziergänger, den Leser, den Wortsucher, den stillen Beobachter, den verschwiegenen Nachdenklichen.

6. März *Machten wir den übrigen Theil des Berghauses und Cardinel (Zickzackweg nach Isola). Der Weg war mit Schnee ausgefüllt, und wir gingen auf dem Rande des über den Ansturz sich windendenden Wegs. In Isola assen wir und waren zuerst im italienischen Lande. Auffallend war mir die Lage vom Valle di St. Giacomo. Die Dörfer von einer Menge zerbrochener Felsblöcker umgeben, aus denen Kastanien-Bäume wachsen, sonst kein Grün als die einige Quadratfuss grossen Plätzchen zwischen den Felsen. Wir langten gegen Abend in Clefen an und stiegen im Wirtshaus von ?? ab. Nachher gingen wir zum Major Friedrich, der Herr Schwager zum Comissari Friedrich (beide v. Salis?), wo wir unser Logis nahmen (Comissari: höherer Beamter, alle zwei Jahre von den Drei Bünden gewählt).*¹⁵

7. *Ging ich zum Comissari Friedrich, Comissari Antoni etc., der Junker Rudolf führte mich ins Paradiesschloss, in dessen Nähe eine herrliche Anlage zu einem englischen Garten wäre, die sogenannte Cavorga, ein schmaler Grund zwischen zwei schroffen Felsen von ansehnlicher Höhe, auf die man*

von hinten steigt und der Aussicht über ganz Clefen geniesst. Die drolligste Einrichtung des Beinhauses fiel mir auch auf. Nachmittag kamen verschiedene Herren zu mir, und wir gingen mit verschiedenen, unter denen Herr Fäsi, des Podestaten Herkules Hofmeister, und der Landammann Vertemate (Podestat von Piuro/Plurs) waren, spazieren. In Prosto (heute Prosto-Piuro) sah ich Lavazzi drehen (Herstellung von Lavezstein-Gefässen) und hörte mit sonderbarer Empfindung die Glocke läuten, die man aus den Ruinen des alten Plurs vor einigen Jahren ausgegraben hat; der Gedanke an die Unglücklichen, die diesen Don einst hörten, und die Vorstellung des gewesenen, so schnell vertilgten Plurs ward in meiner Einbildungskraft rege und stimmte mich zur Wehmut über die Vergänglichkeit alles irdischen. Einige dieser Vorstellungen erneuerten sich in mir auf dem Landhause des Herrn Vertemate, wo noch Spuren der alten Pracht und Grösse häufig anzutreffen sind.

8. *War der Commissari Antoni und Hauptmann Antoni bey mir. Dieser letzte begleitete uns zu Pferde bis gegen La Riva. Der Clefner See (heute Lago di Mezzola), den wir umritten, gefiel mir: Ein sanfter, stiller See macht einen so schönen Contrast mit rauhen Bergen. Noch reicher ist die Aussicht ins Veltlin, wenn man ungefähr gegen dem Fort Fuentes über bey Dubin(o) auf eine Höhe kommt. Zu Morbegno besah ich die Kirche und hörte die neue Orgel spielen, das in der Nacht in dieser grossen Kirche recht feierlich klang. Wir besuchten auch den Podestat Montalta (für die Gerichtsgemeinde Morbegno).*

9. . . . *Es war Sonntag, das Wetter warm, die Natur voll Trieb. Die Vögel sangen ungewöhnlich schön, und ein lauer Veilchenduft würzte die Luft längs dem Wege. Talemona und Cajöl (Talamona, Cajolo) gefielen mir unter der Menge von Dörfern in Ansehung der Lage am besten. Auf der fruchtbaren, aber auch rauher scheinenden Seite des Thals war das Dorf Buglio (oberhalb Ardenn), an eine sanfte Terrasse auf einem Berge gelehnt, das interessanteste. So sehr mir das fruchtbare Thal gefiel, so unbehaglich waren mir die hässlichen Steinmauern der Häuser; ohne Anstrich, ohne Glasfenster, und alles athmet und verräth die Knechtschaft; manches erinnert mich in unangenehmer Weise an die elenden französischen Dörfer, und nichts verräth, dass man noch in der Schweiz seye.*

Als Johann Gaudenz von Salis als junger Fähnrich zum ersten Mal nach Paris reiste, *fühlte* er, dass er bei Basel die Heimat Schweiz verliess, und jetzt, als er das Bündner Untertanenland bereiste, wusste er, dass die Schweiz von Genf bis zum Bodensee und von Basel bis zum Comersee und Aprica-Pass reichte. Er machte sich gewiss schnell mit der politischen und ökonomischen Situation des Veltlins vertraut: er erkannte bald, dass die Veltliner seit alters mit eigenen Bräuchen und sogar gedruckten Gerichts-Statuten sich, wie die Bündner, selbst verwalteten und dass die Bündner Beamten mit den wohlklingenden Titeln dabei kaum mehr als Statisten waren und oft ihre Stellung als Vertreter des «Landesfürsten Drei Bünde» zur persönlichen Bereicherung

benutzten. Welch mühsame Auseinandersetzungen und Aufklärungsarbeit für die Integration des Veltlins etwa als Vierten Bund besonders bei den Drei Bünden nötig wurden, konnte er sich aufs lebhafteste ausdenken; aber möglich musste dieser Anschluss sein, wenn man die Bündner und Veltliner Aristokraten dazu bewegen könnte, allen voran den Salis-Clan, der seit etwa 50 Jahren das politische und wirtschaftliche Sagen hatte. Schwierigkeiten würden wahrscheinlich auch von Österreich kommen, das vertraglich eine Art Schutzrolle spielte, und von dem allzuzahlreichen Veltliner Klerus, der dem Bischof von Como unterstand. Die Wendung jedoch, die Napoleon 1797 mit seinem Sieg über die Österreicher in Italien und mit der Gründung der Cisalpinischen Republik der Veltliner Frage gab, war überhaupt nicht voraussehbar.

Immer noch 9. März: *Wir kamen zum Mittagessen in Sondrio an, wo ich meinen lieben Vater und Bruder Herkules gesund und wohl antraf. Ich logierte mit Bruder Herkules auf einem Zimmer. Indem ich die Zimmer im Palazzo beschaute, fand ich ein Paar Pistolen, mit denen einer kurz vorher sich, ein gewisser Herr Paini, umgebracht hatte, die andere war noch geladen und Fontenelles «Dialogues des morts», die man vor ihm aufgeschlagen angetroffen hatte;¹⁶ auch war da sein Schnupftuch und was man bey ihm gefunden hatte. Nachmittag kamen Visiten der Herr Vicari Sprecher, Graf Christ und viele Veltliner, die alle Abend eine Trischak-Partie machen. Wohnte ich dem Examen eines Diebs bey.*

Dass im selben Palazzo sich kurz zuvor ein Mann erschossen hatte, traf Johann Gaudenz von Salis besonders, da die Situation ihn an Goethes «Werther» erinnerte, nur dass hier die Motive des Selbstmörders unklar blieben. Hatte ebenfalls eine unglückliche Liebe den Mann zur Verzweiflungstat getrieben, oder hatte das Buch mit der aufklärerischen Umwertung ihm die letzte Geborgenheit geraubt?

10. Waren bey mir Hauptmann Rossi, ehemals vom Regiment von Salis, und andere Visiten. Auch waren Landeshauptmann von Juvalta, die Podestaten von Morbegno und Trabona und etliche Herren zum Mittagessen eingeladen. Ich war beim Vicari und auf dem Castell, von dessen Anhöhe man eine schöne Aussicht geniessst.

Die nächsten Tage verliefen offenbar ziemlich unbefriedigend auf Visiten (z.B. bei den Herren *Lavizari, Carbonera etc.*) und mit Spazierritten gegen Tirano, der Adda nach, ins Val Malenco, allein, mit dem Vater, dem Bruder, dem Herrn Schwager; *abends immer eine Trischak-Parthie gemacht, wo ich öfter verloren als gewonnen.*¹⁷ Er langweilte sich, und so wird auch das Tagebuch langweilig, etwa *Wie gewöhnlich oder Nachmittag waren Leute hier bei meinem Vater, und Ich spührte etwas Hipochondrie.* Endlich am 16. März *Erhielt ich Briefe und Zeitungen, zugleich auch die traurige Nachricht vom Tode des lieben grossen Salomon Gessners (2. März 1788); seine aufmunternde Zuneigung gegen mich hatten mir*

ihn als Mensch so theuer gemacht, seine unsterblichen lieblichen Werke als Dichter. Schlimm wäre seine Stimmung geworden, hätte er nicht Zimmermanns Buch «Über die Einsamkeit» bei sich gehabt, wo *manches herztröstende steht.* So oft es ihm die gesellschaftlichen Aufgaben zuließen, zog er sich zum Lesen zurück, einmal schloss er sich sogar ein. Aus Zimmermanns Buch seien ein paar Stellen zitiert, die er sich als für ihn passend angemerkt haben mag:

Alle seine Fähigkeiten helfen ihm (dem Begabten) zu nichts in der Schweiz, wenn ihn nicht sein aristokratisches Stammrecht zum Rathsherrn oder Landvogt macht, indem er noch in die Wiege pisst . . . Ein politischer Denker zumal nehme sich in der Schweiz in acht, dass man ihn nicht eher aus dem Lande jagt als befördert.

Rasch und schlank, auf alle Seiten beweglich und doch fest und keck muss man in allem zu Werke gehen, immer geschwind, furchtfrey und mutig. Diess ist, so viel ich hiervon weiss, zwar der Weg zu unzähligen Fehlern, . . . aber auch der einzige, beste und sicherste Weg zum Glück in der grossen Welt.

Willst du die Menschen recht kennen, so musst du sehen, wie sie handeln und selbst in ihre Geschäfte verwickelt seyn und dein Bisschen Weltklugheit schrecklich teuer kaufen.

Ohne Widerwillen gegen die schiefen und falschen Urtheile des Menschen, ihre Scheelsucht und Wahrheitsscheu, ohne ein Spur von Menschenhass und Menschenfeindschaft . . . suchen und wünschen sich doch eine grosse Anzahl von Menschen die Einsamkeit, blos aus Verlangen nach dem Umgang den besten Köpfe und Herzen aller Zeiten und Völker.

Lieber Jüngling! Auf deiner Studirstube möchte ich dich festhalten, da dich zu grossen Absichten erwärmen und stärken, da dir den edlen wünschenswürdigen Stolz geben, mit dem du, nach wohlbenutzter, keck und kühn durchgearbeiteter Jugend, dann auch im männlichen Alter, in Amt und Bedienung, aus Welt und Menschen nicht mehr machen wirst, als sie werth sind.

Vor Ostern, *als die Mandelbäume schon in voller Blüte (waren), wie auch die Schlehen,* sah er zweimal eine Veltliner Prozession, wobei sich bei der ersten *ein Mensch geisselte. Der Anblick dieser Feierlichkeit war mir neu.* Am 21. (Karfreitag) *war eine noch weit geprängevollere maskerade-nähnliche grosse Prozession bey Nacht. Die Häuser waren erleuchtet. Erst gingen die Bruderschaften, zwischen ihnen verschiedene Flagellante (eben: sich Geisselnde), die Kapuziner mit nebenhergehenden Puppenartig angezogenen Kindern oder seinsollenden Engeln (als Engel kostümierte Kinder), die mit lautem Geplauder über die Stücke (Marterwerkzeuge) und das Leiden Christi ??? dispetierten, und endlich sogar in einer Lade ein seinsollender Leich-*

nam Christi, welchem in der Kirche ein stark erleuchteter Katafalk errichtet war.

Dieser Osterbrauch scheint eine Vorform eines Osterspiels gewesen zu sein, und vielleicht wurde am Ostersonntag die Auferstehung aus dem vorbereiteten Grabe dargestellt und gefeiert. Dass der junge protestantische Zuschauer unbehelligt blieb, war wohl, weil man seine Toleranz kannte und schätzte; deshalb erlaubte er sich nach gelebter Freimaurertradition nicht einmal im Tagebuch eine abschätzige Bemerkung.

Es folgten Abstecher über Ponte nach Tirano. Hier die üblichen Visiten, Besichtigung des Salis-Palazzo; *einige Spielsüchtige Herren kamen auf unser Zimmer und nöthigten uns, die ganze Nacht mit Spielen zuzubringen.* Am 26. und 27. März wieder etwas für Auge und Ohr: *Wir besuchten auch die Madonna-Kirche (von Tirano) voll reicher und prächtiger Holz- und Stein-Zieraten und Schnitzereien. Mir schien sie köstlich, nur etwas überladen. In Bianzone kehrten wir beim Herrn Gesandten Planta ein und blieben dort, spielten Billard, spazierten und hörten Musik machen, da ein Harfenspieler bey ihnen war.* Während sich sonst Protestanten mit barockem «Schwulst» schwertun, betrachtet, genießt er, vom Pariser Rokoko geschult, diese Marienkirche. Von Bianzone ging's nach Teglio, und nach der obligaten Visite beim Landeshauptmann, dem höchsten Bündner Beamten im Veltlin, geriet Johann Gaudenz von Salis recht ins Schwärmen: *Von der Höhe des alten Schlosse sah ich das Tal Veltlin, Sonders und Tiran zugleich, fast ganz vor mir ausgedehnt im schönsten Anblick; die Bäume blühten schon fast alle – weiss die Kirschen, roth die Pfirsiche – Die Mandeln weiss mit grünem Laub vermischt. Wir kamen endlich gegen Abend in Sonders an.* In den nächsten Tagen arbeitete er sich mit dem Bruder Herkules in einen neuen Prozess ein, las viel (vermutlich «Über die Einsamkeit»), besuchte noch einmal die umliegenden Dörfer Montagna, Albosaccio, Cajöl, las dem Vater aus der «Berliner Monatschrift» vor (wohl eher Politisches als Poetisches), fing einen (verlorenen oder aufgegebenen) Aufsatz über das Veltlin an, arbeitete an Gedichten. Ein Zahnabszess plagte den Bruder und ihn ein Fieberanfall, den Freund Dr. Amstein in Zizers später mit *China* (Chinin?) kurierte. Der Schwager Daniel verliess von Castione aus am 1. April das Veltlin. Als die Brüder Salis sich nach etwa zwei Wochen wohler fühlten (man hatte Veltliner Ärzte beigezogen), machten sie sich mit dem Vater auf den Heimweg. Noch einmal zeigte sich das Veltlin von seiner schönsten Seite (17. April): *Die Witterung war sehr schön, die Kirschen und Pfirsiche und fast alle Früchte verblüht. Am Weinstock die Blätter in halber Grösse, die Maulbeeren schon belaubt; die Saat schoss bald in Ähren. In Clefen musste mein Vater wegen den Unruben wieder ins Veltlin nach Sonders zurückkehren.*

Johann Gaudenz von Salis hatte zwar gemerkt, dass es im Veltlin

aus politischen und konfessionellen Gründen rumorte, aber die chaotischen politischen Verhältnisse der Drei Bünde machten entscheidene Verbesserungen immer wieder unmöglich. Jetzt, auf der Heimreise muss er Gelegenheit gehabt haben, Eindrücke und Erfahrungen von seinem Veltlin-Aufenthalt zu verarbeiten. Aber weil das Tagebuch wieder sehr wortkarg ist, versuche ich, etwas nachzuhelfen; denn für Billard- und Kartenspiel hätte er sich die Veltlinreise ersparen können.

Auf den vielen Visiten, beim Trischack- und Billardspiel mit Bündner Amtsleuten und Veltliner Notabeln hatte er sich ein eigenes Bild machen können von den schwierigen Beziehungen zwischen dem «Landesfürsten» Drei Bünde und den Untertanenlanden, und es wird ihm klar geworden sein, dass diese mittelalterlichen politischen Strukturen den Aufgaben der Zeit immer weniger gewachsen waren. Bei den notwendigen Änderungen konnte man immerhin abstellen auf die alte Selbstbestimmung der Gemeinden und die persönliche Freiheit der Einwohner, worauf Johann Gaudenz von Salis stolz war:

Komm, lass uns zusammen jetzt leeren
Den schäumend vollen Pokal
Und schallen, der Freiheit zu Ehren,
Gesänge hinab in das Tal.

(Bergreiselied)

Libertas et concordia nannten 1817 denn auch die Gründer, unter ihnen Generalinspektor Johann Gaudenz von Salis, die neue Churer Freimaurerloge: Libertas für die Erneuerung der alten Bündner Freiheit und concordia (Eintracht) als Absage an den alten verderblichen Streit der Parteien und Konfessionen, nach dem alten Spruch: Concordia res parvae crescunt, In Eintracht gedeiht auch das Kleine.

Früh war er mit den neuen politischen und aufklärerischen Ideen bekannt geworden in der Familie seiner Freundinnen Laurer in Chur, deren Vetter Alexander Laurer vom Haus zum «Wilden Mann» (Rabengasse 7) mit etwa 90 andern sogenannten «Franzosenfreunden» vom Mai 1799 bis August 1801 von den Österreichern nach Innsbruck deportiert werden sollte. Dann folgten Diskussionen mit Dienstkameraden in Paris und Arras, in der Pariser Freimaurerloge, und endlich gab seine intensive Rousseau-Lektüre den Ausschlag, besonders «Du contrat social». So war denn Johann Gaudenz von Salis überzeugt, dass die Drei Bünde samt ihren Untertanenlanden einer grundlegenden Erneuerung ihrer staatlichen Einrichtungen bedürften; in späteren Gedichten fallen die bekannten Forderungen von «der Gleichheit Bild» (An J. A. Ebert), von der «Gerechten Gleichheit» (An ein Tal), vom «Kampf für Menschenrechte» (An die edlen Unterdrückten). Das würde aber auch einschliessen den Verzicht auf die alten Vorrechte

der Aristokraten im Staat und im Solddienst. Mit solchen Auffassungen stellte sich allerdings Johann Gaudenz von Salis gegen die Interessen und Absichten der weitverzweigten Salis-Sippe von Soglio bis Seewis und demnach auch gegen die Einstellung und die Arbeit seines Vaters, mit dem ihm noch manche, vielleicht harte, Auseinandersetzung bevorstehen sollte. «Was zur guten Einrichtung eines Staates gehört», hat Heinrich Zschokke, auch Freimaurer, ins erste Bündner Schulbüchlein 1798 zur Unterrichtung von klein und gross eingeschmuggelt und unnachahmlich kurz und klar formuliert.¹⁸ Hier die wichtigsten Punkte, die auch Johann Gaudenz von Salis vertreten haben mag:

I. Das ganze Volk ist eigentlich der Oberherr des Landes; weil aber nicht alle Bürger zugleich regieren können, . . . so überträgt das Volk seine Gewalt besonders rechtschaffenen und weisen Männern, zur Verwaltung des gemeinen Wesens – das ist die Obrigkeit.

II. Das Volk hat und überträgt seiner Obrigkeit dreierlei Arten von Gewalt, nämlich 1. die Gewalt Gesetze zu geben; 2. nach den Gesetzen zu richten, 3. und den Willen der Gesetze zu vollführen und die Landesordnung danach aufrecht zu erhalten.

III. Zu dem Ende muss aber das Land eine gute Regimentsverfassung oder Constitution erhalten, worin auf immer und unumstösslich die Rechte und Pflichten des Volks und die Rechte und Pflichten der obrigkeitlichen Gewalten genau und deutlich geschrieben sind.

IV. Die Gesetzgeber müssen weise Gesetze und Einrichtungen zum Wohl des Landes machen, die mit der Landesconstitution übereinstimmen. Die Gesetzgeber dürfen aber weder richten, noch ausführen, sonst werden sie Despoten.

V. Die Richter müssen alle die, welche gegen das Gesetz handeln, richten nach der Gerechtigkeit. Man muss ihnen aber nicht erlauben, nach eigener Willkühr Gesetze geben oder ausführen zu können, sonst werden sie Despoten.

VI. Die ausübende Obrigkeit besorgt, dass auch überall geschehe, was die Gesetzgeber und Richter beschlossen haben. Sie muss die Macht in Händen haben, alle Ungehorsame zu zwingen und die Constitution des Volkes gegen innere und äussere Widersacher kräftig zu beschirmen. Aber diese Gewalt darf weder das Recht haben, Gesetze zu ändern und zu geben, noch sich anmassen zu richten, oder das Volk ist in Gefahr der Sklaverei.

VII. Um zwischen diesen drei Gewalten selbst das Gleichgewicht zu erhalten und dass keine derselben ihre Rechte zu weit ausdehne oder die Landesverfassung kränke, müssen ihre Handlungen sorgfältig beobachtet werden von der Nation. Diese verordnet daher beobachtende Stellvertreter, welche jeder constitutionswidrigen Handlung der Obrigkeiten ihr Verbot entgegenstellen und die Ankläger derselben von der Nation werden.



In den Artikeln VIII bis XIV ist die Rede von der allgemeinen Wehrpflicht, von Waffenübungen und «Arsenälen», von der Notwendigkeit von Schulen «zum Unterricht im Schreiben, Lesen, Rechnen, Religion und Vaterlandsbeschaffenheit», von der Aufhebung von «Hindernissen» des Ackerbaus, der Viehzucht, der Handwerke und Fabriken. Als besondere Aufgaben des Staates sind folgende sozialen Einrichtungen gefordert: Vorrathshäuser, Armenhaus, Arbeitshaus, Zuchthäuser und endlich Kassen für «Wassers- oder Feuersnoth».

Das alles konnte J. G. von Salis unterschreiben, nur dass er solche Umgestaltung Graubündens – auch als Teil der Schweiz – ohne Gewalt und ohne blutigen Umsturz wünschte, wie es seiner christlichen und freimaurerischen Überzeugung entsprach, nämlich dass «Konflikte ohne zerstörerische Auswirkungen ausgetragen werden können, wenn ein ausreichendes Vertrauensverhältnis zwischen den Menschen geschaffen werden kann» (Neuer Brockhaus: Freimaurerei). Solche Haltung trug ihm, dem späteren Generalstabchef der helvetischen Truppen und Obersten der Bündner Miliz, die herablassende Bemerkung Heinrich Zschokkes ein, «ein stiller, harmloser Dichter» zu sein (Eine Selbstschau).

Aus der Unsicherheit dieser seiner Lebenswende entsprangen

Abb. 5:
Schloss Bothmar
am Rande von
Malans. Seit dem
Ende des
17. Jahrhunderts
im Besitz der Fa-
milie von Salis
und heute noch
der Nachkommen
von Johann Gau-
denz von Salis-
Seewis. Der Fami-
lie von Salis ge-
hörte auch das
«Brüggerhaus» im
Dorf, in dem
Johann Gaudenz
von Salis 1834
starb.

vielleicht die Gedanken zum Gedicht «Letzter Wunsch», die er während der Heimreise aus dem Veltlin im Kopf skizziert haben könnte:

Wann, o Schicksal, wann wird endlich
 Mir mein letzter Wunsch gewährt:
 Nur ein Hüttchen, still und ländlich;
 Nur ein kleiner eigener Herd;
 Und ein Freund, bewährt und weise;
 Freiheit, Heiterkeit und Ruh!
 Ach und Sie! das seufzt' ich leise,
 Zur Gefährtin Sie dazu.

Dass daraus noch lange nichts werden konnte, wusste er und ist an den vielen irrealen Konjunktiven von der zweiten Strophe an herauszuhören: hätte, wäre, bauten wir, eilt' ich (würden bauen, würde eilen), begänne, dränge (von dringen), könnten, sässen wir, gölt' uns (von gelten), hüb'ich (von heben). Da blieb eben der Widerstand des Vaters gegen eine baldige Heirat mit Ursina Pestalozzi, da war die unsichere Offizierskarriere und nicht zuletzt der politische Gegensatz zur führenden Salis-Schicht.

Trotzdem drängte es ihn zur Heimreise.

20. April Sonntag morgens passierten wir den Berg (Splügenpasshaus) bey vortrefflicher Witterung, kamen noch Vormittag nach Splügen, wo der Schnee aufhörte, und gegen die Abenddämmerung in Sils bey der Schwester an. Wir blieben in Sils und reisten abends nach Chur, wir loschierten auf dem Sande (bei der andern Schwester). Bruder Herkules reiste gleich nach Malans weiter, und Johann Gaudenz von Salis scheint den Minister Ulysses von Salis-Marschlins, Bundespräsident Andreas und Oberst Battista (beide auch Salis?) von seinen Veltliner Eindrücken unterrichtet zu haben; ein Besuch bei Frau Laurer war selbstverständlich. Wegen starken Regens blieb er bei der Schwester, *las bis spät in der 'Allgemeinen Litteraturzeitung' von diesem Jahr, worin ich meine Gedichte – weit über ihren Werth erhoben fand* – bei späterer Lektüre von weit an gestrichen und ersetzt durch *rezensiert fand*. Gesundheitliche Schwierigkeiten und Rekrutierungen für seine Kompanie hielten ihn noch einige Tage in Chur. Von Malans aus besuchte er die Landsgemeinde in Seewis, um unsern alten Brauch der direkten Demokratie nochmal zu erleben, vergass gewiss nicht seine «Ahna» und machte sich Ende Mai zur Abreise nach Arras bereit. Nochmal holte ihn beim Vater, inzwischen aus dem Veltlin zurück, Bündner Politik ein: 20. Mai *Landesherrn mit ihrem Intriguengeschwätz drückten mich mit ihrer Gegenwart, zur Zeit, als ich noch vor dem Abschied so vieles noch mit meinem Vater reden mochte*. Abschiedsvisiten folgten, vor allem in Chur *im Laurerschen Hause und auch beim Buchdrucker Ott*. Die letzte halbe Seite zum

20. Mai in diesem Tagebuch ist herausgeschnitten. Zu lesen ist noch: *so vieles mit meinem Vater reden* und am Abreisetag, am 21. Mai, *im Bothmar liess ich niemand zurück als meine l. Mutter*. Über Feldkirch – Biberach (Chr. M. Wielands Heimat) – Ulm ging's wieder nach Arras. Das Eingangsmotto, ein Hexameter, seines nächsten Tagebuchs lässt etwas von seiner Stimmung erraten: *Böses werde vergessen; das Gute verwahre Erinnerung!*

So viel Ungelöstes nahm der dichtende Schweizeroffizier nach Frankreich mit, und ich glaube, er spürte, dass ihm die kommenden Ereignisse bald wenig Musse und Kraft für seine «Arbeit» mehr lassen würden. Unerledigt blieb vor allem, was für einen Platz im Leben, im französischen Solddienst, in Graubünden oder gar in der Schweiz, er einzunehmen hatte.

Der Weg dahin führt für jeden über Selbsterkennung: welches ist mein Verhältnis zu meinen Mitmenschen, welches sind meine Neigungen, meine Gaben, meine Schwächen, meine Kenntnisse? Wie weit Selbsterkenntnis – nach der legendären Tempelinschrift in Delphi – möglich sei, liess Pascal offen, aber er meinte: «. . . celà au moins sert à régler sa vie, et il n'a rien de plus juste.» Und so war der Capitaine von Salis nach diesem Heimaturlaub vom November 1787 bis Mai 1788 auf dem schwierigen Weg, sein Leben «zu regeln, zu ordnen». Wegweisung dazu konnte ihm eine Unterredung des Mentors mit dem erwachsenen Emil in Rousseaus Erziehungsroman sein, die wie eigens für Johann Gaudenz von Salis geschrieben scheint:

«Wenn ich dir», sagte Emils Mentor, «von Bürgerpflichten rede, würdest du mich vielleicht fragen, wo das Vaterland ist, und du würdest glauben, mich widerlegt zu haben. Es wäre dennoch ein Irrtum von dir, lieber Emil; denn wer kein Vaterland hat, hat wenigstens eine Heimat . . . 0 Emil, wo ist der rechte Mann, der seiner Heimat nichts verdankt? . . . Sage also nicht: Was liegt mir daran, wo ich bin? Es ist von Wert für dich, da zu sein, wo du alle deine Pflichten erfüllen kannst; und eine deiner Pflichten ist die Anhänglichkeit an den Ort deiner Geburt. Deine Landesgenossen beschützten dich, als du ein Kind warst; du musst sie lieben, da du Mann bist. Du musst in ihrer Mitte leben oder wenigstens da, wo du ihnen nützlich sein kannst, soviel dir möglich ist, und wo sie dich holen können, wenn sie dich je brauchen. Es gibt Verhältnisse, in denen ein Mann ausserhalb des Vaterlandes seinen Mitbürgern nützlicher sein kann, als wenn er mitten in demselben lebte. Dann muss er sich nur durch seinen Eifer bestimmen lassen und seine Verbannung ohne Murren ertragen; selbst sein Exil ist eine seiner Pflichten. Du aber, guter Emil, dem nichts diese schmerzlichen Opfer auferlegt, . . . lebe in ihrer Mitte, pflege ihre Freundschaft in süßem Verkehr, sei ihr Wohltäter und ihr Vorbild: dein Beispiel wird ihnen mehr sein als alle unsere Bücher, und das

Gute, das du vor ihren Augen verrichtest, wird tieferen Eindruck auf sie machen als alle unsere eiteln Reden.»

Um sich für diesen Übergang vom *endenden Jünglingsalter* zu noch dunklen Lebensaufgaben Mut zu machen, «arbeitete» er auf der Rückreise nach Arras – so denke ich es mir aus – an einigen Versen zu einem grösseren Gedicht in vorwärtsdrängenden Daktylen:

Edleres bleibt uns noch viel zu verrichten;
Viel auch des Guten ist noch nicht getan.
Heiterkeit lohnt die Erfüllung der Pflichten,
Ruhe beschattet das Ende der Bahn.

...

Den uns umschliessenden Zirkel beglücken,
Nützen so viel als ein jeder vermag,
O das erfüllet mit stillem Entzücken!
O das entwölket den düstersten Tag!

(Ermunterung, aus der 3. und 5. Strophe)

Anmerkungen

- 1 Die deutsche Schriftstellerin Sophie von La Roche (1731–1807) lernte er 1785 in Paris kennen. Sie wird ihn mit Chr. M. Wielands Werken bekannt gemacht haben, dessen Geliebte sie in Biberach gewesen. Sie blieb in Briefkontakt mit Salis und ermunterte den jungen Dichter.
- 2 Über den schwärmerisehen Heissporn Bansi siehe Joh. Martin Trepp: Heinrich Bansi, 1908.
- 3 Erschienen im 'Schweizerischen Museum' 1784
- 4 Schweizerisches Museum 1785.
- 5 Bock- oder Rennschlitten, heute nur noch an einer Engadiner Schlitteda gebraucht, 2 Exemplare im Rätischen Museum, früher in ganz Europa.
- 6 Brusca, natürlich aus dem Romanischen, eigentlich die Futterreste, die man aus der Krippe wischt, dann die Reste eines grossen Festmahles, in Chur von den Wahlfeierlichkeiten, dann überhaupt so etwas wie ein Katerbummel mit Tanz.
- 7 Jean Baptiste Chardin, 1699–1779, Meister des Stillebens und von Alltagsszenen.
- 8 Peter Niederstein: Der Herrenhuterstreit, Bündner Kirchengeschichte, Bd. IV, S. 57ff., Chur 1987.
- 9 Text nach der Übersetzung von Dr. E. von Sallwürk, Langensalza, 1911, ebenso am Schluss.
- 10 Pascals Texte nach der Übertragung von Wolfgang Rüttenauer, Verlag Schibli-Doppler, Birsfelden-Basel, o.J., Nr. 139, 53, 59.
- 11 Friedrich Pieth: Graubünden als Kriegsschauplatz 1799–1800, Chur 1940, S. 30–31.
- 12 Heinrich Zschokke: Eine Selbstschau, Aarau 1842, S. 112/113.
- 13 Joh. G. Zimmermann (1728–1795), berühmter Arzt aus Brugg, Grossbritannischer Leibmedicus in Hannover, Autor der viel gelesenen Essays «Vom Nationalstolz» und «Von der Einsamkeit» (seit 1756 verschiedene Fassungen bis 1784/85).
- 14 Rose Friedländer: Die Wandlungen in den Gedichten von J. G. von Salis-Seewis, Zürich 1917.

- ¹⁵ Am einfachsten zusammengefasst sind die Verwaltungsstrukturen des Veltlins, Chiavennas und Bormios in Balser Puorger: *Der Verlust des Veltlins, Chiavennas und Bormios*, Bündner Monatsblatt 1919, S. 169–183, und *La Valtellina durante il Dominio Grigione, 1512–1797*, Mostra documentaria, Sondrio 1981, S. 20 und 35.
- ¹⁶ Bernard le Bovier de Fontenelle (1657–1757), französischer Schriftsteller und Frühaufklärer, «Nouveaux Dialogues des Morts» 1683, fiktive Gespräche zwischen Verstorbenen, z.B. Sappho und Laura, Sokrates und Montaigne, Kari V. und Erasmus.
- ¹⁷ Trischak oder Trischagg: eine Art Poker, damals weitverbreitet, Herkunft des Wortes ungeklärt, Schweizerisches Idiotikon 14, 1362.
- ¹⁸ Heinrich Zschokke: *Das neue und nützliche Schulbüchlein zum Gebrauch und Unterricht für die wissbegierige Jugend im Bündnerland*, gedruckt bei J. G. Berthold, Malans 1798.

Die wichtigste einschlägige Literatur zu Johann Gaudenz von Salis-Seewis:

Literatur

- Adolf Frey: *Joh. Gaud. von Salis-Seewis*, Frauenfeld 1889 (die grundlegende Biographie).
- Adolf Frey: *Haller und Salis-Seewis*, Deutsche National-Literatur, Historisch-kritische Ausgabe, Bd. 41, 2. Abt.
- Alfred Rufer: *Joh. Gaud. von Salis-Seewis als Bündner Patriot und Helvetischer Generalstabschef*, Chur 1938.
- Emil Jenal: *Joh. Gaud. von Salis-Seewis, Lebensbild und Würdigung des Dichterwerks*, Chur 1934.

Abb. 2: Staatsarchiv Graubünden, ohne Signatur.

Bildnachweis

Abb. 3: Zeichner und Drucker unbekannt.

Abb. 4: Wiedergabe nach E. Walder: «Die Geschichte des Splügenpasses», *Die Alpen*, Monatsschrift des Schweizer Alpenclub, II Nr. 2, Bern 1926.

Abb. 5: aus: Erwin Poeschel: *Das Bürgerhaus im Kanton Graubünden*, Teil II, S. 33–34, Tafeln S. 79–84, Anmerkungen S. 44.
Foto mit freundlicher Erlaubnis von Frau Flandrina von Salis (Bothmar, Malans).

Christian Erni, Traubenweg 16, 7000 Chur

Adresse des Autors